

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 18.

1842.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Estève.

Novelle von Mad. Ch. Reybaud.

(Fortsetzung.)

„Ach, Schwester,“ sprach Madame Godefroi, indem sie sich neben der Marquise niedersetzte und dieselbe traurig anblickte, „was ist seit meiner langen Abwesenheit geschehen? Was bedeutet alles das, was ich sehe? Alles spricht von unaufhaltsamer Verödung. Du selbst bist das lebendige Bild des Leidens und langdauernder Schmerzen, welche Widerwillen gegen Alles erzeugen. Liebe Cécilie, Dein Anblick thut meinem Herzen weh. Ich glaubte eine glückliche Familienmutter zu finden, deren Jugend sich in einem ruhigen zufriedenen Leben erhalten, und ich sehe eine verlassene, durch unbekannt große Leiden gebeugte Frau. Ich war der Meinung, Du hättest Dich nach Deinem Herzen verheirathet.“

— „Ich beklage mich nicht über den Marquis,“ antwortete die Schwester.

Madame Godefroi drückte die Hand, die in der ihrigen ruhte, und fuhr nach einer Pause sanft fort: „Schwester, Dein Herz hat sich gegen mich verändert; ich finde wohl die liebevolle Freundschaft unserer Jugendjahre wieder, aber das Vertrauen ist verschwunden. Du sprichst Dich nicht mehr gegen mich aus, wie sonst, als wir einander alle unsere Mädchenheimnisse mittheilten; — ich werde warten, bis jenes Vertrauen wiederkehrt.“

Die Marquise seufzte tief und antwortete nicht.

— „Liebe Adelheid, laß uns von Dir reden,“ begann sie nach einer Pause. „Herr Godefroi ist ein guter Mann gewesen und Du hast ein glückliches Leben geführt.“

„Ja, das Glück war uns hold und mein Mann wurde sehr reich,“ antwortete die alte Dame. „Wir haben, was man ein gutes Haus nennt, und ich mache, wie ich mir einbilde, die Honneurs in demselben nicht ganz übel. Die Geldmänner stehen jetzt Allen gleich; der Herr Godefroi ist, wenn er auch gar keinen Titel hat, überall gern gesehen, selbst in den Kreisen der vornehmsten Herren des Landes, und ich finde da natürlich meinen Platz neben ihm. Unsere Kinder sind bereits Männer und gut gestellt; der Eine wird Generalpächter wie sein Vater, der Andere studirt die Naturwissenschaften und wird hoffentlich ein Gelehrter. Ich für meine Person führe ein ruhiges und angenehmes Leben in meiner Familie und in der Gesellschaft von geistreichen Leuten und Philosophen, mit denen ich mich umringt habe.“

Die Marquise hörte diese Worte mit einer unruhigen Freude an.

— „Liebe Adelheid,“ sprach sie, „die Vorséhung hat Dich bewacht; Du wirst in Deinem Glücke nie vergessen, daß Du Alles aus der Hand Gottes hast, an ihn mußt Du denken.“

„Predigen wir nicht, liebe Schwester,“ unterbrach sie Madame Godefroi; „wenn Du versuchen wolltest mich zu bekehren, müßte ich mich vertheidigen und das

könnte Dir unangenehm sein. Rufe vielmehr Deinen Sohn zurück, denn ich möchte, daß er sich an die Gesellschaft seiner Tante gewöhnte."

Einen Augenblick darauf trat Estève mit einem bejahrten ernstern Manne in der Kleidung eines Geistlichen ein.

— „Schwester, ich stelle Dir den Herrn Abbé Girou vor," sagte die Marquise, indem sie sich halb erhob, um den Priester zu begrüßen; „wir haben viele Verpflichtungen gegen ihn. Er unterzog sich der Erziehung meines Sohnes und Estève verdankt ihm Alles, was er weiß und ist; er verdankt es ihm, daß er in seinem Alter frömmere und verständiger ist als viele junge Leute."

Madame Godefroi begrüßte den Abbé kalt und musterte ihn mit einem forschenden, strengen, fast verächtlichen Blicke, dann zog sie, ohne weiter auf den Abbé zu achten, Estève an sich und sagte zu ihm:

„Nun, mein lieber Nefte, möchtest Du nicht gern eine Reise nach Paris machen und Deine Cousins Godefroi kennen lernen? Möchtest Du mich nicht begleiten?"

Der Knabe sah seine Mutter, dann seinen Lehrer an und wagte nicht zu antworten. Diese Demuth, dieser passive Gehorsam brachten Madame Godefroi auf, denn sie glaubte das traurige Opfer einer nach gehässigen Vorurtheilen geleiteten Erziehung vor sich zu haben. Einen Augenblick herrschte allgemeine Stille; die alte Dame war nahe daran, ihre Ansicht laut auszusprechen. Sie wendete sich nach dem Abbé hin, um ihm irgend ein beifühendes Wort zu sagen, aber ihre Augen begegneten den ruhigeren Blicken des Greises. Es lag in den Zügen dieses Mannes etwas, das sie halb entwaffnete; sie strich also mit der Hand über das Haar des jungen Estève und fuhr lächelnd fort: „so richte doch Dein Köpfschen empor und antworte. Würdest Du nicht gern etwas von der Welt kennen lernen und die großen Städte sehen?"

„Ich bin zwei Mal in Aix gewesen," antwortete Estève naiv.

— „Hast Du Dich in der Stadt gut unterhalten?"

„Ich bin zur Besper in die Kathedrale gegangen und habe die Orgel gehört."

— „Man führte Dich nicht auch in das Theater?"

„Wer für den geistlichen Stand bestimmt ist, darf an so weltlichen Vergnügungen keinen Antheil nehmen," fiel der Abbé ernst und mit einem Blicke auf die Mar-

quise ein, in deren Mienen sich eine peinliche Verlegenheit aussprach.

— „Das Kind ist als wirklich für den geistlichen Stand bestimmt?" fragte Madame Godefroi die Marquise.

„Ja," antwortete diese in einem Tone, der ruhig und sicher sein sollte, der aber doch zitterte; „ja, noch vor seiner Geburt legte ich das Gelübde ab; ich weihte ihn Gott und gelobte, daß er in den Orden der Benedictiner eintrete."

Madame Godefroi erhob sich rasch. Ihr erstes Wort sollte ein kräftiger Tadel, eine Protestation sein, aber eine Bewegung des Abbé Girou hielt sie zurück; er deutete schweigend auf die Frau von Blanquesfort. Die Marquise befand sich etwa zwei Schritte von Estève, der auf einem Tabouret vor ihr saß, und sie sah ihren Sohn mit geneigtem Haupte, mit gefalteten Händen, unbeweglich, gleichsam erstarrt, mit einem Blicke an, aus welchem stumme Verzweiflung sprach. Madame Godefroi verstand die Andeutung; sie sah ein, daß nicht übertriebener frommer Eifer über das Schicksal Estèves entschieden habe, aber das Geheimniß einer so seltsamen und grausamen Lage vermochte sie nicht zu errathen. Sie schwieg verwundert und sah den Abbé Girou fragend an. Der Greis war zu der Marquise getreten und man sah es an der Art, wie er mit ihr sprach, daß er häufig die leidende Seele trösten und aufrichten mußte. „Frau Marquise," sagte er sanft, „wollen Sie mir erlauben, meinen Zögling mit mir zu nehmen? wir haben heute noch zu arbeiten und jetzt ist die Stunde der Selbstschauung gekommen."

„Ja, ja, Herr Abbé; wir wollen die Regel nicht übertreten," antwortete die Frau von Blanquesfort mit leiser Stimme, aber mit schon ruhigerem Ausdrucke.

Estève verbeugte sich vor seiner Tante und entfernte sich langsam; als er aber über das Vorzimmer war, sprang er die Treppe hinauf wie ein ausgelassener Schüler. Madame Godefroi war mit dem Abbé bis an die Thür des Zimmers gegangen und begab sich sodann in ihr ehemaliges Stübchen, in welchem Andrette sie erwartete. Auch hier war Alles in der alten Ordnung geblieben und sie fand daselbst Spuren aus einer Zeit ihres Lebens, an die selbst die Erinnerungen in ihrem Herzen allmählig verschwunden waren. Sie lächelte und seufzete, als sie eine rosa Schleife erkannte, die sich an einem Bouquet befunden, das ihr Godefroi heimlich zugesteckt hatte.

„Ich werde klingeln, wenn ich Dich brauche,“ sagte sie, indem sie Andrette mit einem Winke entließ.

Dann verschloß sie die Thür und setzte sich vor einem Tischchen nieder, an dem sie sonst im Geheimen viele Briefe, Liebesbriefe an den Herrn Godefroi, geschrieben hatte; diese Erinnerung trat indeß nicht so lebendig wieder vor ihre Seele als die an die unschuldigen Freuden ihrer ersten Jugend. Sie hatte das Vaterhaus fliehend verlassen, indem sie mit Godefroi flüchtete. Dieser war klug und ehrgeizig und schon nach einigen Jahren einer der reichsten Männer der damaligen Zeit geworden. Cécilie heirathete den Mann, welcher ihrer Schwester bestimmt gewesen war, und diese Verbindung tröstete den Herrn von Luzel über die Mesalliance seiner ältern Tochter. Der alte Herr verzieh der Madame Godefroi niemals, die mit der ganzen Familie zerfallen blieb. Nur die Marquise schrieb ihr insgeheim. Dies dauerte dreißig Jahre. In dieser Zeit hatte der erste Unwille sich etwas beruhiget und einige Jahre nach dem Tode des alten Herrn von Luzel hatte der Marquis von Blanquefort seiner Frau erlaubt, Madame Godefroi bei sich zu sehen, sogar versprochen, sie selbst in Luzelle zu empfangen.

Die alte Dame, die so in ihrem Mädchenstübchen saß, dachte mit einer gewissen Bewunderung an alles dies zurück. In ihr selbst war eine vollständige Umwandlung vorgegangen. Aus einem jungen romanhaften, etwas überspannten Mädchen war sie, fast plötzlich, eine Philosophin geworden. Endlich nickte sie sanft ein und sie schlief bis ein leises Geräusch sie weckte; die Marquise trat, aufgeregt und zitternd, ein.

„Was ist Dir, Schwester! Was ist geschehen?“ fragte Madame Godefroi indem sie sich rasch erhob.

— „Ich höre einen Wagen,“ antwortete sie; „es ist Blanquefort. . . Er kömmt.“

„Einen solchen Eindruck macht das Erscheinen Deines Mannes auf Dich!“ sprach Madame Godefroi, welche die Schwester besorgt anblickte. Die Marquise wendete das Gesicht ab und sagte noch leiser, wie in einer Besorgniß, die sie nicht zu gestehen wagte: „ich bitte Dich, Adelheid, schweige vor ihm über gewisse Fragen; es würde nutzlos, es würde gefährlich sein, vor ihm darüber zu sprechen.“

— „Ich darf mit ihm nicht über Esève reden?“ unterbrach sie Madame Godefroi.

„Selbst den Namen des Kindes erwähne vor ihm nicht,“ entgegnete die Marquise, deren verstörte Züge

eine geheime schreckliche Angst verriethen, die sie vergebens niederzukämpfen sich bemühte.

— „Du hast wohl Deinen Mann seit langer Zeit nicht gesehen?“ fragte Madame Godefroi nach einer Pause.

Die Marquise nickte bejahend; sie schien einer Ohnmacht nahe zu sein.

— „Billich seit Jahren nicht?“ fuhr Madame Godefroi fort.

„Seit mehrern Jahren nicht,“ antwortete die Frau von Blanquefort, indem sie die Augen zum Himmel aufschlug, als wollte sie Gott um die Kraft bitten, dieses Wiedersehen zu ertragen.

— „Arme Schwester, ist es möglich, daß Du so unglücklich gewesen bist!“ sprach Madame Godefroi bestürzt.

In diesem Augenblicke fuhr ein Wagen in den Hof ein. Madame Godefroi richtete ihre Schwester auf, die kraftlos auf einen Stuhl gesunken war, und sprach: „Komm, Schwester; was kannst Du fürchten? In meiner Gegenwart, in dem Hause Deines Vaters wird Blanquefort die Achtung, die er Dir schuldig ist, nicht aus den Augen setzen.“

Sie gingen die Treppe hinunter. Der Marquis und sein ältester Sohn standen schon unten an derselben. Madame Godefroi trat mit kalter stolzer Artigkeit vor; sie erwartete eine Scene der Berlegenheit, aber der Marquis zeigte sich anders. Er küßte seiner Schwägerin die Hand, begrüßte seine Frau, als habe er dieselbe erst am Tage vorher gesehen, und sagte zu Madame Godefroi, indem er ihr seinen Sohn vorstellte: „Ihr Neffe, Madame, Graf Armand von Blanquefort. Er wünschte ebenso sehr wie ich, Ihnen seine Ehrfurcht zu bezeugen.“

„Herr Marquis, ich danke Ihnen, daß Sie ihn mit sich gebracht,“ antwortete sie; „er ist ein charmanter Cavalier.“ Dann wendete sie sich an ihre Schwester und sagte: „Du hast alle Ursache, Schwester, eine stolze Mutter zu sein.“

Die Frau von Blanquefort hörte diese Worte kaum; sie war zu ihrem ältern Sohne getreten und betrachtete denselben mit geheimer inniger Freude. Ohne Zweifel hatte sie ihn lange nicht gesehen, denn als sie ihn erblickte, erbebt sie von freudiger Nührung, die selbst den schrecklichen Eindruck verwischte, welchen die Ankunft ihres Mannes auf sie gemacht. Der Graf Armand wollte ihr die Hand küssen, die sie ihm reichte, aber sie hielt ihn davon zurück, indem sie in dem Tone

sanften Verweises zu ihm sagte: „Du umarmst mich nicht, mein lieber Sohn?“

— „Meine Mutter!“ antwortete der junge Mann so leise, als fürchtete er gehört zu werden; „meine gute Mutter, wie wohl thut es mir, Dich wieder zu sehen!“

Die Marquise mußte lange von den Ihrigen verlassen gelebt haben, sie mußte gefürchtet haben, selbst die Liebe ihres Sohnes zu verlieren, denn bei diesen Worten wurde sie bleich vor Freude, wendete sich im Gefühle des Dankes an den Herrn von Blanquesfort und sagte: „ach, wie großen Dank bin ich Ihnen schuldig. Seit langer, langer Zeit hat mir Gott keinen so glücklichen Tag geschenkt.“

In diesem Augenblicke kam Estève mit dem Abbé Girou herunter, um seinen Vater zu begrüßen. Die Marquise schwieg, sobald sie ihn erblickte; der Ausdruck der Freude, der aus ihren Zügen gesprochen, verschwand plötzlich; ein Schauer durchrieselte ihr ganzes Wesen; es war als fälle die Last der Schmerzen, die einen Augenblick von ihr genommen, um so schwerer wieder auf ihr Herz. Auch der Marquis wechselte die Farbe, als er Estève erblickte. Es erschien in seinen Augen etwas Düsteres, Ungestümes, doch raffte er sich sogleich wieder auf, begrüßte den Lehrer und sagte zu demselben: „das Kind ist sehr gewachsen, Herr Abbé.“

Das war die ganze Aufmerksamkeit, die er dem armen Estève schenkte, der, in hohem Grade verlegen, unwillkürlich seiner Mutter näher getreten war. Der Marquis ging an ihm vorüber, ohne ihn anzusehen, und bot der Madame Godefroi die Hand, um sie in das obere Zimmer hinauf zu führen.

Der Marquis von Blanquesfort war damals ein Mann von etwa sechszig Jahren. Kein Gebrechen störte sein kräftiges Alter; seine Gesichtszüge traten scharf hervor und in seinem Profile erkannte man die starken Linien, welche man an den Portraits Ludwigs XIV. bemerkt; es war dies eine Familienschönheit, welche die Blanquesforts characterisirte. Der Marquis besaß das abgeschliffene Benehmen eines Weltmannes, das indes durch einen strengen Ernst gemäßiget wurde. Er fühlte sich durchdrungen von der hohen Würde seines Amtes und kannte nichts Höheres als die Ehre eines Edelmannes. Aus diesem Wesen heraus sprachen indes auch bisweilen gewisse Characterzüge und diejenigen, welche ihm näher standen, wußten, daß er heftig, despotisch und unbeugsam war.

Der Graf Armand hatte alle Züge seines Vaters und glich ihm auffallend, doch erkannte man auf den

ersten Blick eine nicht minder große moralische Ungleichheit zwischen ihm und seinem Vater; der junge Graf hatte das sanfte, schüchterne, melancholische Wesen seiner Mutter.

Madame Godefroi war durch die Aufnahme, die sie bei ihrem Schwager gefunden, halb wieder beruhiget worden. Sie erkannte in ihm einen Mann von Geist und edelm Character und glaubte, das Glück der Familie, die sie so getrennt gefunden, dürste doch nicht auf ewig verloren sein. Sie nahm sich deshalb vor, die Zustände, die sie noch nicht ganz begriff, aufmerksam zu beobachten und dann direct bei dem Marquis einzuschreiten.

Man hatte in dem Zimmer Platz genommen und es war unter den vier Personen, deren Gedanken sich gewiß mit großen Interessen beschäftigten, nur von den gleichgiltigsten Dingen die Rede. Eine Stunde lang drehete sich das Gespräch um den Krieg mit England. Mit einem Male wendete sich sodann der Marquis an seine Frau und sagte zu derselben:

„Ich speise hier und werde dann nach der Stadt zurückkehren.“

— „So spät und auf so ödem Wege?“ fragte Madame Godefroi.

„Nach zwei Stunden geht der Mond auf; übrigens folgt mir Jean zu Pferde, der immer Pistolen in den Holstern hat; wir würden uns im Nothfalle vertheidigen,“ antwortete der Marquis mit einem Blick auf seine Frau.

Die Marquise erbehte bei diesen einfachen Worten und stand rasch auf. Einen Augenblick darauf verließ sie das Zimmer, um einige Befehle zu geben. Der Marquis sah ihr nach.

„Wie ist sie verändert!“ sprach er; „sie legt sich gewiß Büßungen auf, die über ihre Kräfte gehen.“

— „Ihnen kommt es doch am ersten zu, ihr Vorstellungen zu machen,“ fiel Madame Godefroi lebhaft ein; „Sie sollten Ihre Frau verhindern, Märtyrerin ihrer Frömmigkeit zu werden.“

„Sie besitzt den Ehrgeiz, eine Heilige zu werden, und ich kann und darf sie darum nicht tadeln,“ antwortete der Marquis ruhig.

Da Madame Godefroi eine Bewegung der Bewunderung und Mißbilligung machte, so setzte er hinzu:

„Sie sind nicht fromm, Madame?“

— „Ich glaube an Gott. Aber Sie, theilen Sie nicht die Ansichten meiner Schwester? Sie tadeln die

übertriebene, zu den schmerzlichsten Opfern bereitwillige Frömmigkeit derselben?"

Der Marquis verstand die unbestimmte Andeutung recht wohl, welche in den letzten Worten lag; ein seltsames Lächeln spielte um seine Lippe, aber er antwortete ruhig:

„Ich, Madame, ich bin tolerant und werfe mich nie zum Richter auf in einer Gewissenssache. Jedem bleibe sein Glaube. Deshalb werde ich mich auch nie den Opfern widersetzen, gegen die Sie eingenommen zu sein scheinen.“

Madame Godefroi stand auf dem Punkte, eine deutlichere Antwort hervorzurufen, aber sie erinnerte sich der Bitte ihrer Schwester und eine unklare Besorgniß hielt sie ab.

Man meldete das Abendessen. Als Madame Godefroi in den Speisesaal trat, vermiste sie Estève und als sie ihn mit den Blicken suchte, trat die Marquise zu ihr und sagte schnell mit leiser Stimme: „frage nicht nach Estève, ich bitte Dich darum; er geht gewöhnlich zeitig zu Bett und ich wollte ihn von seiner gewohnten Lebensweise nicht abbringen; er ist mit dem Herrn Abbé bereits auf sein Zimmer gegangen.“

Das Souper war ein trauriges. Alle Anwesenden schienen befangen zu sein. Die Marquise besonders litt sehr, wie man an ihrer auffallend blassen Gesichtsfarbe und an ihrer veränderten Stimme bemerkte. Da sie ihrem Manne gegenüber saß, so konnte sie die Augen nicht aufschlagen, ohne dem kalten strengen Blicke zu begegnen, den er von ihr nicht abwendete. Saint Jean, der Kammerdiener des Marquis, servirte und stand hinter dem Stuhle seines Herrn. Ein Mal erhob die Frau von Blanquefort die Augen bis zu dieser schweigenden Gestalt; wer sie in diesem Augenblicke beobachtet hätte, würde das Bittern ihrer Lippen und einen kalten Schweiß auf ihrer Stirn gesehen haben. Der Graf Armand, der neben seiner Mutter saß, schien sehr traurig zu sein. Man bemerkte es deutlich, entweder weil er seine Gefühle nicht bemeistern konnte, oder weil er sie nicht verheimlichen wollte, daß er mit Schmerz diesem Familienvereine beiwohnte und daß er seinen Vater mit einer gewissen Besorgniß beobachtete. Der Marquis seiner Seits sah mürrisch aus und sprach in kurzen Worten wie Jemand, der einen lange verhaltenen Unwillen kaum noch zu zügeln vermag.

Vergebens bemühte sich Madame Godefroi, wenigstens einen Anschein von Heiterkeit auf diese traurigen, sorgenvollen und düstern Gesichter zurückzuführen;

sie erhielt auf ihre Reden nur kurze, zerstreute Antworten; ihr Geist und ihre gute Absicht scheiterten an dem Zwange und der immer wachsenden Verlegenheit dieser Lage. Endlich erhob sich die Marquise. Ihr Sohn bot ihr ceremoniös die Hand und sie blieben, leise sprechend, etwa einen Schritt zurück. Madame Godefroi lauschte auf dieses Gespräch und hörte den Grafen Armand sagen: „liebe Mutter, ich werde wieder kommen. Ich kann nicht mehr Jahre lang fern von Dir bleiben. Wenn sich mein Vater einem so gerechten Wunsche widersetzt, werde ich ihm ungehorsam sein.“

„Nein, nein, mein lieber Sohn,“ antwortete die Frau von Blanquefort; „achte Du den Willen Deines Vaters. Ich unterwerfe mich demselben ohne Murren, wenn mir auch Deine Gegenwart große Freude gewährt, die größte, welche mir Gott bescheeren kann.“

— „Was hier vorgeht, ist unbegreiflich,“ dachte Madame Godefroi, indem sie verstohlen den Sohn und die Mutter betrachtete, in deren Augen Thränen standen.

Eine Viertelstunde später stiegen der Marquis und der Graf Armand wieder in den Wagen und als die beiden Schwestern allein waren, ging Madame Godefroi zu der Marquise und sagte: „Cécilie, Du mußt Vertrauen zu mir haben. Du bist die beste Frau und Dein Mann scheint ein sehr galanter Mann zu sein; dennoch lebst ihr in Unfrieden und seid unglücklich. Ohne Zweifel hat Euch ein beklagenswerthes Mißverständnis getrennt; Du wirst mir nichts verschweigen und das Uebel ist gewiß wieder gut zu machen. Komm, liebe Cécilie, schenke mir Dein Vertrauen und öffne mir Dein Herz. Nachdem Du so lange in der Einsamkeit und Abgeschiedenheit geweint hast, weine Dich aus vor Deiner Schwester, die den herzlichsten Antheil an Dir nimmt.“

Die Frau von Blanquefort, die am Fenster lehnte und dem Wagen nachzusehen schien, richtete sich auf und that wankend einige Schritte, dann sprach sie: „mein Gott, die Kräfte verlassen mich. Ich sterbe, Schwester, ich sterbe.“

Ihre Knie brachen zusammen und sie sank bewußtlos nieder. Madame Godefroi rief erschrocken um Hilfe und beehrte sich, das Kleid der Marquise zu öffnen, wendete aber bei dem Anblicke, der sich ihr da darbot, die Augen ab; die Marquise trug auf dem Körper ein Bußgewand von Haarstoff mit Nägeln darin, das ihr fortwährend Schmerzen verursachen mußte.

Das ganze Haus eilte herbei; selbst der Abbé

Sirou, der bei seinem schlafenden Böglinge noch wachte, erschien, und Madame Godefroi sprach gegen ihn ziemlich deutlich ihre Vermuthung aus, daß er, der Abbé, ihre Schwester zu den harten Bußübungen veranlasse.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Das Gericht der Störche.) Wir kamen, erzählt der Capitain eines französischen Schiffes, in dem Hafen von Zeitouni an und landeten. Ich fand eine Wohnung in einem der besten Häuser an einem mit hohen Bäumen besetzten Plage. Am andern Morgen erblickte ich auf einem dieser Bäume ein Storchnest und der Wirth erzählte mir, die Eier würden bald ausgebrütet sein und es stehe uns ein interessantes Schauspiel bevor, da er die Storch Eier weggenommen und Hühnereier an deren Stelle gelegt habe. Die Störche sind bekanntlich in den griechischen Städten ein Gegenstand abergläubischer Verehrung; Niemand wagt sie zu tören; überall heißt man sie willkommen. Zwei Tage nach meiner Ankunft waren die Eier in dem erwähnten Neste ausgebrütet; die Störchin sah überrascht und verwundert die fremden Wesen an, die unter ihren Flügeln piepten. Offenbar fühlte sie tiefen Schmerz, denn als ihr Männchen ankam und ihren Platz im Neste einnehmen wollte, rührte sie sich nicht von der Stelle und sah ihn mit traurigem Blicke an. Der Storch flog wieder fort und kam nach einiger Zeit von Neuem zurück, aber auch da konnte er sein Weibchen nicht vermögen, das Nest zu verlassen, in welchem sie mit ausgebreiteten Flügeln die Jungen zu verbergen suchte.

Dieses Nest war also ein Ort der Trauer geworden; in dem Storch regte sich der Argwohn und er wollte mit Gewalt in dasselbe eindringen; das Weibchen suchte ihn zwar an der Befriedigung seiner wohlbegründeten Neugierde zu verhindern, endlich aber erblickte er doch die kleinen Vögel, von denen einige unter den Flügeln ihrer Pflegmutter hervorkrochen. Es konnte also kein Zweifel mehr stattfinden, es waren Hühner, Kinder eines fremden Geschlechtes. Der Storch flog empört von dannen, um eine Versammlung von Störchen zu berufen.

Eine große Anzahl dieser Vögel kam von allen Seiten herbei und sie ließen sich schreiend auf den Bäumen und Häusern nieder; die Berathung war stürmisch und währte lange; endlich vereinigten sie sich zu einem energischen Entschlusse. Die ganze Schaar begab sich in Masse zu dem Baume, welcher das verabscheuete Nest trug.

Nun wurden wir Zeugen eines Volksgerichts. Es bildete sich ein großer Kreis um das Nest. Die Störche fielen die schuldbeladene Störchin an, zerhackten sie mit ihren Schnäbeln und warfen endlich den verstümmelten Leichnam auf den Boden herunter. Dann kam die Reihe an die Hühnchen, die augenblicklich massacrirt und herunter geschleudert wur-

den. Auch das Nest blieb nicht verschont, sondern wurde völlig zerstört. Nachdem diese unerhört strenge Strafe der Untreue vollzogen war, schwebten die Störche noch eine Zeit lang mit Triumphgeschrei über dem Schauplatze, bis sie sich einzeln nach allen Richtungen hin wieder entfernten.

(Eine Geistergeschichte.) Die Wittve des Gouverneurs Starke reifete bald nach dem Tode ihres Mannes mit ihrer Tochter und Nichte nach Nizza, um da den Winter zu verbringen. Wenige Tage nach ihrer Ankunft daselbst träumte Miß Starke, ihr Vater trete an ihr Bett, ziehe den Vorhang zurück, setze sich auf das Bett, sage ihr, sie möge sich nicht fürchten, und gäbe ihr folgende Anweisung: „am Donnerstage in nächster Woche wird ein an Deine Mutter gerichtetes Packet im Posthause ankommen; geh dahin und laß Dir es ausliefern; nimm das erste Couvert ab, schlage den Inhalt in ein anderes Papier und schicke das Packet an den Herrn Advokaten ... in London.“ Darauf verschwand der Vater des Mädchens. Miß Starke war sehr erschrocken. Ihre Cousine bemerkte die Folgen davon an ihr noch bei dem Frühstück am andern Morgen und suchte sie durch gewöhnliche Gründe zu beruhigen. Als sie sich aber überzeugt, daß der Vorfall einen zu tiefen Eindruck auf sie gemacht habe, sagte sie zu ihr: „so wollen wir nächsten Donnerstag in die Post gehen und das Nichtdasein des verheißenen Packets wird Dich überzeugen, daß Du nur geträumt hast.“ Die beiden Mädchen gingen am nächsten Donnerstage zur Post; das Packet war wirklich eben angekommen; eine halbe Stunde später würde es in den Händen der Madame Starke gewesen sein. Miß Starke zögerte nicht, das zu thun, was ihr in jener Nacht anempfohlen worden war, öffnete deshalb das Packet und ließ den Inhalt an den bezeichneten Advokaten in London abgehen. Mit umgehender Post erhielt sie einen Brief von diesem Advokaten, der sie wegen ihrer außerordentlichen Klugheit und Vorsicht, welche sie durch die Uebersendung der Papiere bewiesen, beglückwünschte, denn wenn ihre Mutter die ihr zugesendeten wichtigen Papiere unterzeichnet hätte, würde die gängliche Verarmung der Familie die Folge davon gewesen sein. (Sporting Review.)

(Ein blinder Modelleur.) Dr. Piles erzählt, er habe in Italien einen etwa fünfzig Jahre alten genialen Mann gesehen, der ein vortrefflicher Zeichner gewesen sei. Er traf ihn in dem Palaste Giustiniani, wo er eine Statue der Minerva in Wachs modellirte. Dieser Mann konnte durch das Betasten die Formen und Proportionen des Originals erkennen. Der Herzog von Branciano, der ihn arbeiten sah, bezweifelte es, daß er völlig blind sei und forderte den Blinden, um sich zu überzeugen, auf, das Kunstwerk in einem dunkeln Raume zu arbeiten; dennoch wurde es vollkommen ähnlich. Man warf dem Künstler ein, der Bart des Herzogs erleichtere ihm die Arbeit und er erbot sich darauf, die Büste einer Tochter desselben zu liefern, die ebenfalls vollkommen ähnlich ausfiel. „Ich sah,“

setzt Dr. Piles hinzu, „Wästen des verstorbenen Königs von England, Karl I. und des Papstes Urban VIII., die durch den blinden Mann täuschend ähnlich gearbeitet worden waren. Nur die Darstellung des Haares wurde ihm schwer, weil dasselbe beweglich war.“

(Die Drusen und Maroniten.) Die Maroniten, von denen in der letztern Zeit so häufig die Rede gewesen ist, stammen von einem frommen Einsiedler Maron, dessen Schüler in Syrien mehrere Klöster gründeten, um die her sich alle orthodox gebliebenen Christen sammelten. Das war der Kern der Nation. Ihr Unternehmungsgestirne und ihr unermüdetlicher Fleiß haben alle Höhen mit fruchtbarer Erde bedeckt, auf der man Früchte zieht und Ernten hält. Auf den Bergen stehen hübsche Dörfer, in deren Mitte sich immer der Palast des Scheiks erhebt. Im Allgemeinen herrscht unter diesen Leuten Wohlstand; ihren Hauptreichtum bildet die Seide, weshalb sie denn auch nach der Zahl der Maulbeerbäume besteuert werden, die sie besitzen. Die Tracht der Notabeln besteht in einem weiten Gewande, in einem Turbane von verschiedenen Farben, dessen eines meist rothes Ende anmuthig auf die Achsel fällt, und in einem Gürtel von rother Seide, in welchem sich ein wahres Arsenal von Dolchen und Pistolen mit silbernen Griffen befindet. In etwa 200 Klöstern wohnen ungefähr 25,000 Mönche, die aber eigentlich in eine Bruderschaft vereinigte fleißige Ackerbauer sind. — Der Hauptort der Drusen, der Segner der Maroniten, ist Deir el Kammer (das Kloster des Mondes). Der Ursprung dieses seltsamen Volkes ist noch nicht ermittelt; man wollte in ihm sogar eine Colonie von Kreuzzügeln sehen, die im Morgenlande geblieben, und leiteten ihren Namen von einem lothringischen Grafen von Dreux her. Wegen ihrer Anbetung des goldenen Kalbes, des einzigen Punktes der abergläubischen Gebräuche der Drusen, welcher bis jetzt aufgeklärt ist, könnte man sie vielleicht von einem jener alten Wüstenstämme ableiten, von denen auch die Juden jenen Götzendienst erlernten. Von dem Glauben und den Ceremonien dieses Volkes weiß man noch immer nichts; nur so viel ist bekannt, daß es in zwei Kasten zerfällt, in die Wissenden (Akhals) und die Nichtwissenden (Dschahels). Auch Frauen können Priester sein. Jeder Grad der Eingeweihten hat einen besondern Versammlungsort, den kein Uneingeweihter betreten darf, in welchem aber auch Frauen erscheinen. Das Costum der Drusen ist zierlich und grandios; sie hüllen sich in einen weiten scharlachrothen Mantel und tragen auf dem Haupte einen großen rothen Turban mit dicken Falten. Die Frauen dürfen frei überall hingehen, aber sie verhüllen sich das Gesicht mit einem Schleier.

(Drangensyrup.) Da dieser Syrup sich so leicht bereiten läßt, und immer mit Vortheil gebraucht werden kann, so dürfte die Angabe der Bereitungsart nicht unwillkommen sein: man wählt reife und dünnhäutige Früchte aus, drückt den Saft durch ein Sieb, setzt zu jeder Pinte anderthalbes Pfund gesto-

nenen Zucker zu, kocht diese Masse langsam und schäumt sie ab, so lange sich Schaum zeigt. Dann nimmt man es von dem Feuer, läßt es erkalten, füllt es auf Flaschen und stößelt diese gut zu. Zwei Eßlöffel voll von diesem Syrup, zu zerlassener Butter gemischt, geben eine vortreffliche Sauce; er giebt auch dem Senf einen angenehmen Geschmack und ein Theelöffel voll in einem Glase Punsch erhöht den Wohlgeschmack dieses Getränkes bedeutend.

Generalcorrespondenz.

In Paris, welches bekanntlich einen sehr bedeutenden Handel mit Bonbons u. c. treibt, ist eine sehr zweckmäßige polizeiliche Verordnung darüber erschienen, welcher Farben u. c. die Conditoren sich zum Färben ihrer Waaren bedienen dürfen und welcher nicht, und wir führen daraus namentlich die Anzeige an, niemals Bonbons zu kaufen, welche in geglättetes weißes oder gefärbtes Papier gewickelt sind, weil dieses Papier oft mit sehr gefährlichen Mineralsubstanzen bereitet ist und, wenn es in den Mund gebracht wird, leicht ein Unglück verursachen kann. Ebenso nehme man niemals Bonbons in Schachteln, die mit solchem Papiere ausgelegt sind. —

In London hat ein Herr Beard eine eigene Anstalt zum Portraitiren durch das Daguerreotyp eingerichtet und das Verfahren dabei so weit vervollkommenet, daß er jetzt das Portrait farbig liefern kann, so daß die Aehnlichkeit desselben mit dem Originale noch größer wird. Wenn man bedenkt, daß auf diese Weise ein täuschend ähnliches Portrait in weniger als einer Minute geliefert wird, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß einer der größten Uebelstände, das lange und langweilige Sitzen, mit dem bis jetzt ein Portrait erkaufte werden mußte, beseitiget ist und Daguerre schon deshalb eine Nationalbelohnung verdient hat. Die von Beard gelieferten Portraits besitzen die ganze Frische, Zartheit und Wärme der vollendetsten Miniaturportraits und geben nicht bloß treu die Züge des Gesichtes, sondern auch alle Fleischtöne und den geistigen Ausdruck wieder. —

Der Capitain eines Wallfischfahrers sagte einst zu einem Bewohner von Spitzbergen, er beklage ihn wegen des ärmlichen aller Genüsse baren Lebens, das er zu führen genöthiget sei. „Aermlich und genusslos!“ antwortete der philosophische Witbe; „ich habe immer eine Fischgräte durch die Nase zu stecken, und stets hinreichend Fischthran zu trinken, was kann ich möglicher Weise noch wünschen?“ —

Nach interessanten Berechnungen will man gefunden haben, daß Italien seit den ersten Zeiten der Renaissance (des Wiederauflebens der Wissenschaften) auf die Erbauung und Ausschmückung seiner Kirchen und großen Paläste eine Summe gewendet, gleich der, welche man erhalten würde, wenn man die gesammte Erdoberfläche verkaufte. Darnach darf man sich nicht wundern, daß dieses Land beinahe drei Jahrhunderte hindurch der classische Boden der schönen Künste gewesen ist. —

Der bekannte Mainzer Theaterdirector Schumann ist mit einer deutschen Sängergesellschaft nach Paris gegangen, um dort im italienischen Theater Vorstellungen zu geben. Im Ganzen genommen ist diese Gesellschaft nicht sehr ausgezeichnet und es läßt sich dem Unternehmen schwerlich ein glänzender Erfolg vorherzusagen. Unter den Opern, die in Paris zur Aufführung kommen sollen, sind auch vorzugs „Czar und Zimmermann“ und „Hans Sachs“, Marschners „Templer und Jüdin“ und „Hans Heiling“, Kreuzers „Nachtlager von Granada“ und Gläfers „Adlerhorst.“ —

Von einem Pariser Hausbesitzer wird eine ehrenwerthe Handlung erzählt; ein Mann von 88 Jahren, der sich früher in sehr guten Umständen befand und Hofbuchbinder Ludwigs XVIII. und Karls X. war, später aber verarmte, hatte über 50 Jahre lang eine und dieselbe Wohnung inne, für die er jährlich 1500 Fres. Miete zahlte. Jetzt, da ihm die Bezahlung dieser Summe schwer wird, hat ihn der Besitzer des Hauses, in dem er so lange wohnte, veranlaßt, sich eine wohlfeilere Wohnung zu suchen, sich aber zugleich verpflichtet, ihm, so lange er noch lebe, jährlich eine Rente von 600 Fres. zu zahlen. —

Seit im Jahre 1827 ein speculativer Kaufmann in Boston auf den Gedanken kam, die Antillen mit Eis zu versorgen, hat der amerikanische „Eishandel“ eine sehr bedeutende Ausdehnung erlangt. Amerikanische Schiffe, die nur mit Eis beladen sind, bringen ihre seltsame Fracht bis nach Ostindien und nach Canton und im Jahre 1841 betrug die Einnahme davon über 600,000 Dollars. (Die Hindus sagen, wenn sie das kalte Eis angreifen: „es brennt.“) —

In dem englischen Parlamente wurde vor Kurzem angeführt, daß Walter Scott als Honorar für seine Schriften im Ganzen 250,000 Pf. St. (1,750,000 Thlr.), Lord Byron, obwohl er so früh gestorben, über 200,000 Thlr. und Thomas Moore bloß für das Gedicht „Lalla Rookh“ 20,000 Thlr. erhalten habe. —

Wir haben in voriger Woche erzählt, daß der bekannte Bildhauer Marochetti den Auftrag erhalten habe, eine Reiterstatue des Kaisers Napoleon zu liefern; jetzt hört man, daß er, merkwürdiger Weise, gleichzeitig von England aus den Auftrag erhielt, die Statue zu arbeiten, welche England dem Herzoge von Wellington errichten will. —

Die Brüsseler stehen selbst den Münchnern im Biertrinken nicht mehr nach, denn es sollen im vorigen Jahre in Brüssel 60 Mill. Litres Bier getrunken worden sein. —

Rossini, von dem man schon oft heisende Bemerkungen erzählt hat, soll, als nach der Aufführung seines Stabat Mater in Bologna Jemand zu ihm sagte, es sei schade, daß Clara Novello, welche die Sopranpartie gesungen, nur ihre schöne Stimme und kein dramatisches Talent besitze, entgegnet haben, „ich freue mich sehr, daß sie dieses Talent nicht besitzt. Die

jetzigen Sänger mit ihrem dramatischen Wüthen machen uns sechs Monate lang Vergnügen und ihre übrige Lebenszeit hindurch zerreißen sie uns die Ohren auf die unbarmherzigste Weise!“ An Beispielen, welche diesen Ausspruch unterstützen, fehlt es allerdings nicht. —

Die Portugiesen beschwören die gesammte Christenheit, doch ihren Wein trinken zu helfen, da sie nicht mehr wüßten, wohin mit der edeln Gottesgabe. Es liegen in Oporto und in London allein 275,088 Pipen Portwein (die Pipe hat ungefähr 25 Cubikfuß Flüssigkeit), zu deren Absatz keine Aussicht vorhanden ist, und jährlich kommen etwa 80,000 Pipen mehr dazu. Es giebt also jetzt eine Viertel Million Pipen (die in den Privatkellern nicht gerechnet) oder 6,250,000 Cubikfuß Portwein, so viel, daß man einen Portweinssee zu bilden vermöchte, auf welchem alle Flotten Europas schwimmen könnten. Von dieser Weinmenge liegen in London, in den Kellern der westindischen Docks (welche, beiläufig gesagt, die größten Keller in der Welt sind) 23,000 Pipen. —

Ein Londoner Kaufmann suchte vor Kurzem durch die Zeitungen einen Commis, der an „ein eingezogenes Leben“ gewöhnt sei, worauf sich ein Mann meldete, der zu seiner Empfehlung darthat, daß er sieben Jahre im Gefängnisse gesessen habe. —

Vor Kurzem starb in London der berühmte Kunstreiter Ducrow, der öfters folgenden Vorfall erzählte. Als er einst als Knabe mit der Gesellschaft seines Vaters in Bath war, stürzte er bei einer Vorstellung vom Pferde und brach ein Bein. Fünf Minuten darauf hörte das Publicum den Knaben, der fortgetragen worden war, jämmerlich schreien; — sein Vater hieb ihn im Stalle mit der Reitpeitsche dafür, daß er das Bein gebrochen hatte. —

In America scheint wirklich eine Umwandlung nahe zu sein, denn die Americaner fangen an, galant zu werden. Bei einem großen Festmahle wurde kürzlich folgender Toast ausgebracht: „Die Frauen! die allein erträgliche Aristokratie, die herrschen ohne Gesetze, richten ohne Jury, entscheiden ohne weitere Appellation und — doch nie Unrecht haben!“ —

Ein englisches Regiment in Ostindien hat einen Elephanten, der es nie verläßt und stets vor der Fronte marschirt; ein anderes hat einen Strauß, der richtig nach dem Tacte der Musik vor dem Regimente herschreitet und, wenn das Musikcorps auf einem Plage spielt, immer um dasselbe herumgeht und die Kinder fortjagt. Anfangs mußte man ihm den Schnabel zubinden, weil er die seltsame Laune hatte, den Musikern die Notenbücher zu fressen. —